

# Streik-Gewitter

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **13 (1918)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351600>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und Vorstädten, kroch plötzlich und unerwartet eine vielköpfige Arbeiterschaft hervor — eine Arbeiterschaft, die scheinbar irgendwo im Verborgenen gelebt hatte, von der Arbeit zermürbt, ausgezehrt, halb zerstört, Männer mit zerfurchten Gesichtern und von der Arbeit beschädigten Händen; Frauen, welf und abgehärtet; Kinder, blaß und verkümmert. Sie alle fluteten heraus, stiegen ans Licht, auf die Straßen und sammelten sich auf der großen Piazza della Riforma, wie in einem Bassin, zu einer schwarzen, dichtgedrängten Masse, die von Not und Zorn erfüllt war.

Des Abends, als die Häuser felsam in Licht und Schatten standen, erschien die Führer der Masse auf dem Balkon eines Hauses und sprachen von da, das Rathaus der Stadt im Angesicht, flammende Worte zu den Versammelten. *Lo sciopero generale! Generalstreik!* lautete das Stichwort, das unter brausendem Beifall ausgerufen wurde. Am Rande des Bürgersteigs, abseits standen die Bürger mehrerer Nationen, einige erstaunt, die meisten verächtlich lächelnd über die immer stärker anschwellende Demonstration der „armen Teufel“, deren Begeisterung am Vorabend des Generalstreiks wie eine helle Flamme aufschlug; ja, diese Herren und Damen in leuchtenden Sommerkleidern, seidnen Strümpfen, mit gepflegten Händen, glatte runde fatten Gesichtern wirkten wie heizender Hohn auf das Glend eines ausgepreßten Proletariats.

Am Montag setzte der Generalstreik ein.

Am Abend vorher, etwa um 9 Uhr — der See lag schon im Dunkeln — hallete sich vor der breiten Terrasse eines hell erleuchteten Cafés, unten auf der Straße, die sich am Ufer entlang zieht, eine dicke Menge von Männern und Frauen. Hier auf dieser Terrasse saß die elegante Welt, einheimische und fremde Bourgeois, schweizerische Offiziere und deutsche Journalisten. Hinter den hohen Glascheiben fiedelte eine Kapelle die muntersten Tänze, als ob es nirgends auf der Welt Not und Untergang gäbe. Und während es sich die Wohlhabenden dort oben gut sein ließen, in frecher, aufpeitschender Sorglosigkeit, haben die andern draußen am Straßenrand, an den Steinmauern des Duais, ein Arbeiterlied an, das drohend aufstieg und nach wenigen Minuten die Kapelle des Cafés zum Schweigen brachte. Die Menge rückte langsam, Schritt für Schritt, auf das Cafehaus zu. *Chindere! Chindere!* (Schließen) wurde gerufen. Ein Stadtpolizist kam und machte höflich den Wirt darauf aufmerksam, daß er besser täte, sein Café schnell zu schließen, da die notleidenden Arbeiter mit Recht empört seien. Etwas unwillig, zögernd erhob sich die elegante Welt — die schweizerischen Offiziere und die deutschen Journalisten — und verschwanden unter dem spöttischen Beifall der anderen in den hinteren Räumen des Cafés, das sich durch eiserne Rolläden hermetisch vor der erregten Außenwelt abschloß. Ein Genosse kletterte auf die Ballustrade der Terrasse und hielt eine kurze Ansprache an die Menge: „Unsere Demonstration hat ihren Zweck erreicht, das Café ist geschlossen. Jetzt laßt uns nach Hause gehen, um morgen den Generalstreik zu beginnen.“

Am Montag morgen war das sonst so vergnügte Lugano mit seinen bunten Läden und seinen sorglosen Gäkten eine *Città morta*, eine tote Stadt, ernst und schweigsam. Kein einziger Laden offen, die grauen Jalousien herabgelassen, die Cafés, die Restaurants, die Bäckereien — alles geschlossen. Und plötzlich entfaltete sich auf den Straßen ein eigenartiges Leben.

Im Laufe der vorhergehenden Tage waren immer weitere Schichten des Proletariats in den Ausstand getreten; Arbeiterinnen, die bisher dem Kampf ihrer Klasse ferngestanden hatten, wurden durch die Peitschenhiebe der Not in den Streik und in die Organisation hineingetrieben. Die Schneiderinnen der Militärwerkstätten, die Arbeiterinnen in den Schokoladenfabriken schlossen sich an. Durch die Straßen zogen in Scharen, untergefaßt, junge Mädchen, die rote Nelke oder das rote Band an der Bluse und in ihren Augen leuchtete die Begeisterung. Aus allen Seitengäßchen strömten, wie kleine Minnsale, Scharen von Menschen heraus, alte verwitterte Männer, Frauen mit Kindern an der Hand, und vereinigten sich auf einem Platz zu einem marschbereiten Zuge.

Aber auch das Kapital war an der Arbeit. In dem Hofe des Rathauses standen Soldaten, die man in Eile aus der nächsten Umgebung herbeirief, Bauernsöhne aus dem Bernerland, die hier am Rand Italiens Helvetiens Grenze schützen. Jetzt aber standen sie vor dem Portal des „Municipio“, drohend aufgerichtet, mit aufgezacktem Bajonett. In kleinen Trupps marschierten sie unablässig durch die Straßen, mit drohenden Schritten — eine aufreizende Herausforderung der Massen, die zu ihren Sorgen und Wüten noch diese grobe Verletzung ihrer

Gefühle hinnehmen mußten. Offiziere in Autos jagen durch die Straßen. Aber sicher und selbstbewußt setzt sich der gewaltige Zug des streifenden Proletariats in Bewegung, ernst und feierlich zieht er am Rathaus vorüber, in dem zur gleichen Stunde das Stadtparlament in außerordentlicher Sitzung tagte. Im großen Bogen schlängelt sich der Zug aus der Stadt hinaus, auf eine Ebene zu, die sich im warmen Glanz unter dem strahlenden Himmel am Fuß der Berge breitet: voran in festlichen Klängen die Musik, dann viele Kinder, die Frauen und Männer, Maurer, Tischler, Schlosser, die Angestellten der Nebenbahnen, der städtischen Trambahn, der Schifffahrtsgesellschaft, Schneiderinnen, Schokoladenarbeiterinnen, alle in der gehobenen Stimmung eines Feiertages. Die Musik spielte, die roten Fahnen wehten, die leuchtende Landschaft umrahnte das Bild der wandernden Masse, während hinter uns die Türme der Stadt aufragten, deren Leben von dieser Masse mit einem einzigen Schlage gelähmt und betäubt worden war.

Wieder wendet sich der Zug der Stadt zu und ergießt sich auf den Hauptplatz, wo das Militär Wache hält. Aus den geöffneten Fenstern des Rathauses schauen die Rats Herren herab und auch ein höherer Offizier, seiner Würde entsprechend, sorglich gepflegt und genährt, rosig wie ein junges Schweinchen. Wieder sprechen von dem Balkon eines Hauses die Führer der Masse. Laut und hell tönen die Worte über den breiten Platz und schlagen wie Peitschenhiebe den zubührenden Vertretern des Kapitals und seinen bewaffneten Schergen ins Anliß. Sie sprechen von den niedrigen Löhnen, der ungerechten Verteilung der Lebensmittel, dem Hunger der Kinder, der Not der Mütter. „Und dort steht mit aufgezacktem Bajonett das Militär, um die Interessen der Reichen zu schützen. Man hat uns provozieren wollen; aber wir werden uns nicht provozieren lassen!“

Die Arbeiterschaft Luganos hat den Sieg davon getragen; sie hat ihre Forderungen durchgesetzt, in sicherem und einheitlich gerichtetem Wollen. Am Dienstag abend wurde das Ende des Generalstreiks verkündet; und am Mittwoch früh hörte man nach langer Pause wieder das Läuten und Rasseln der Trambahn, die Geschäfte zogen die Rolläden hoch und öffneten die Türen, an der Landungsbrücke lag mit rauchendem Schornstein ein Dampfschiff und löschte die Fracht.

Neue Massen von Arbeitern hat die Organisation des Proletariats in diesen Tagen des gesteigerten Klassenkampfes an sich gezogen, durch den entschlossenen Einsatz ihrer sicheren Kraft. In vielen ist ein Funke entzündet worden, der nicht mehr verlöschen wird, in vielen hundert Proletarierinnen, die damals zum ersten Mal das rote Zeichen des Sozialismus auf der Brust getragen haben, ist eine neue Gesinnung erweckt worden, die wachsen und wirken wird.

## Streik-Gewitter.

Neben einigen kleinen Lokal-Gewitterschauern drohten fast gleichzeitig im Süden und Norden eigentliche schwere Streik-Gewitterstürme; die größten entluden sich über Winterthur und Lugano.

Hier wie dort hatte das Unternehmertum geglaubt, eine Kraftprobe ruhig riskieren zu können; es ließ die Arbeiterschaft um verhältnismäßig recht bescheidener Forderungen willen, deren Berechtigung das Bürgertum selbst nicht abzustreiten wagte, in den Streik treten. Hätten die Herren Industriellen, Verwaltungsräte, wie übrigens analog nach dem Basler Arbeiterkongreß — die Bundesräte, jene Konzeptionen gemacht, zu denen sie sich schließlich an einen wie am andern Ende notgedrungen verstanden haben, so wäre es nicht zu jenen machtvollen Demonstrationen gekommen, hätte nicht die Arbeiterschaft gesiegt. Allein die Herren glaubten eben vorher nie an die kampfesmutige Entschlossenheit der Arbeiterschaft, die im schönen Lugano und am Eulachstrande in so erfreulicher Weise zur Tatkraft wurde. Sie rechneten mit den über alles Maß zufriedenen Ticinesi und den „zufriedenen“ Elementen unter der noch echten, guten Winterthurer Arbeiterschaft und den zaghaften, zahmen „Fixen“. Sie ließen es Ende Juni zum Streik kommen.

Sowohl in Lugano wie in Winterthur nahm der Ausstand einen ganz anderen als den vom Bürgertum erhofften Verlauf. Im warmen Süden, gewiß zum größten Staunen der guten Psychologen, wie im rauhen Winterthur trug nicht in letzter Linie die mustergültige Ruhe, Disziplin und Geschlossenheit zum Gelingen der Aktion bei, mit der sie von der ersten bis zur letzten Stunde geführt wurde. Nicht die kleinste Aus-

Schreitung, nicht der geringfügigste sogenannte „Zwischenfall“ kam vor, obwohl es sich dort um „Sibköpfe“, ungeschulte Tessiner, hier um einen achtägigen Kampf handelte, und obwohl mit vollem Recht in den Streik-Versammlungen und anderswo betont wurde, es sei eigentlich himmelsträubend, daß die Arbeiter in der heutigen Zeit größter Not um solch minimier Forderungen willen auf die Straße gehen, den Ausstand erklären mußten.

Die starre Weigerung des Unternehmertums hatte aber das Gute, daß ihm die Macht des organisierten Proletariats in zwei Massenaufständen zu Gemüte geführt wurde und die ganze Arbeiterschaft zusammenschweißte, wie dies in diesem Umfange in der Schweiz noch selten in Erscheinung trat. Leider kam so vielen das Klassenbewußtsein etwas spät, erst so hart am Eingang vor der Hölle. Ohne das bisherige Abseitsstehen Tausender wäre es der organisierten Arbeiterschaft eher möglich gewesen, gegen wirtschaftliche Schäden und Ungerechtigkeiten mit Erfolg anzukämpfen, über die sich heute die breiten Volksmassen mit Recht empören.

Es waren gewerkschaftliche Kämpfe, die mit gewerkschaftlichen Mitteln durchgeführt wurden; aber sie sind dennoch ganz unzweifelhaft von allgemein politischer Bedeutung. Gewiß hatte die Bewegung ihren Grund in der gegenwärtigen Lebensmittelmisere; aber wir wissen zu gut, daß sich die Herren von der Industrie mit den Großbauern und Handels-, Bank- und Börsen-Junkern immer noch solidarisch fühlen, mit ihnen vereint auf wirtschaftlichem und politischem Boden gegen die Arbeiterklasse stets eine Kampffront bilden und unsern Klassenstaat, den Bund, regieren, unter dessen väterlicher „Fürsorge“ die Arbeitermassen hungern und verelenden.

Wenn Arbeiter und Arbeiterinnen sich der fortwährenden Teuerung erwehren wollen, so bleibt ihnen dafür wirklich kein anderer Weg als der des Lohnkampfes gegenüber dem Unternehmertum. Das mag den Herren Industriellen unangenehm sein, mag ihre Kalkulationen manchmal stören, die Regierungen und Verwaltungen aus ihrem Verdauungs-schlaf wecken. Gewitter erschüttern, wirken aber befruchtend. Und wenn die Arbeiterschaft endlich einmal die Früchte ihrer Arbeit einheimen könnte, wäre das dann nicht endlich der Anfang von Ordnung?

—ob—

## Auch die Frauen stehen auf.

„Spät kommt ihr, doch ihr kommt!“ ist ein historischer Ausspruch. Wenn wir die Frauen-Demonstration in Zürich und all die Streikbewegungen im In- und Ausland verfolgen, ja dann erwacht so allmählich die Hoffnung und Zuversicht, daß endlich, endlich auch die Frauen erwachen und wirklich, buchstäblich genommen, aufstehen. In allen Betrieben und Industrien, wo vorwiegend Frauen beschäftigt sind, wird der kleinste Lohn bezahlt und ist die Arbeitszeit am wenigsten verkürzt. Vor allem in der Textil-Industrie.

Die Erfolge, die die gewerkschaftlichen Organisationen den Arbeiterinnen verschafften, wirkten nach und nach auch die Gleichgültigsten zur Ueberzeugung bringen; „Zufriedenheit ist eine Bier; doch kommt man weiter ohne ihr.“

Was hundert Agitationsreferate und die besten Zeitungsartikel und Vernunftgründe nicht vermochten, haben die Not und das Verjagen von Kirche und Staat fertig gebracht. In Winterthur, im Tessin, in der Tabak-Industrie, in Seiden- und Baumwollwebereien, in Spinnereien und Trikoterie bekennen sich immer mehr Arbeiterinnen zur neuen Religion des Proletariats, zur tätigen Solidarität. Sie halten sich nun an den neuen Imperativ: „Du sollst dich organisieren und kämpfen für bessere Arbeitsbedingungen. Du sollst dich nicht knechten und treten lassen, sollst dich nicht ausbeuten lassen!“

Dieser freudige Entschluß leuchtete an den ausnahmslos sehr gut besuchten Streikversammlungen in Winterthur (der „Schleife“, der Gelatine-Fabrik, der Lehtnich, der Elastiqueweberei, der „Sibi“) aus allen Augen. Eine Frau hat an der Sibi-Versammlung an der der Wiedererwägungsantrag gestellt und beschlossen wurde, weiter im Streik zu verharren, diesen neuen Ideen unter starkem Beifall mit den kurzen Worten Ausdruck gegeben: **Vieber im Kampfe untergehen, als als Lohnsklavinnen verhungern!** Strahlenden Auges hat manch altes Frauelei, das in seinem Leben nichts anderes kannte, als arbeiten, darben und sich fügen, erklärt: „Ich will mitmachen,

so alt ich auch bin, habt keine Angst um uns Alte, wir sind dabei, treu und fest!“

Auch die leichtlebige Jugend ist nicht mehr dieselbe. Welche Mühe braucht es sonst, die jungen Mädchen zu organisieren, an Versammlungen zu bringen. So flatterhaft und launisch sie sonst sein kann, so einmütig und entschlossen hält sie nun aus. Daß sie kapitalistische Ausbeutungsobjekte sind, hämmert sich ihnen ins Bewußtsein ein, macht sie ernster, weckt Verantwortungsgefühle, die ihr sonst ziemlich fremd waren. Finster und schwer lastet die Not auch auf der Jugend und die rosigten Zukunftsideale weichen düstern Aus-sichten. Das traute Jugendland ist verloren und ohne ernstes Mühen und Kämpfen läßt es sich für künftige Geschlechter nicht zurückgewinnen.

Überall gewecktes, gefrästiges Klassenbewußtsein ist die Frucht der Streikgewitter. Nicht verzweifeltes Ringen, nicht lärmender Radau, keine „Sonderaktionen“ und Rückenstöße, weder in Lugano noch in Winterthur, sondern ein entschlossenes Auftreten und ein mutiges Vorwärtsdrängen. Die sonst so zage, geduldige Frau marschieret nun mit frohem Herzschlag als Kampfgenossin an der Seite des starken Mannes, voll Freude und Stolz, Mitkämpferin sein zu dürfen.

Nach der „Arbeiterzeitung“.

## Feriangespräche.

Ich sitze im Eisenbahnzug, der mich für einige Tage aus dem Dunst und Lärm der Stadt ins Gebirge führen soll. Merkwürdig! Eine ganze Reihe Dienstmädchen mit schweren Gemüsekörben und Marktnezen sind mit eingestiegen. Sie haben auf dem Markt der großen Stadt eingekauft und schleppen nun Gemüse und Obst nach den gartenreichen, fruchtbaren Ufern des Zürichsees. „Wie kommt es, daß Sie Ihr Gemüse in der Stadt einkaufen?“ frage ich zwei Mädchen neben mir, die schon an einer ganzen Reihe von Stationen vorbeigefahren sind. „Weil wir draußen auf dem Dorf einfach nichts kaufen können.“ Ich staune, dann verstehe ich. In der überfüllten Stadt, wo gewisse Kreise der Bevölkerung auf dem Markt einfach jeden geforderten Preis bezahlen, lassen sich eben andere Gewinne erzielen als draußen auf dem Dorfe. Da kommt dann alles Gemüse auf den Markt der großen Stadt. Aber wie soll die Arbeiterfrau auf dem Lande, die nicht selbst genug Gemüse und Obst pflanzen kann, zu diesen notwendigen Lebensmitteln gelangen; ihr stehen ja nicht genügend Mittel und Zeit zur Verfügung zu diesem kostspieligen Einkauf in der Stadt?

Die Dienstmädchen sind nun inzwischen ausgestiegen, an ihre Stelle haben sich einige Herren mit Kucksack und Ridel gesetzt, die ihren Ferienurlaub mit Hochtouren beginnen wollen. Der eine unter ihnen, ein Professor unserer Hochschule, studiert die Morgenausgabe der „Neuen Zürcher Zeitung“: „Entsetzliche Zustände jetzt in Rußland unter dieser Sowjetsregierung! Na, eines Tages wird man diesen Lenin tot auffinden. Gut, wenn dem endlich mal so ist!“ meint er zu seinem Freunde. Der junge Gelehrte hat dank der günstigen ökonomischen Situation seines Elternhauses ein Studium ergreifen können, für welches er Neigung und reiche Anlagen mitbrachte. Und wenn er heute, trotz seiner Jugend, auf technischem Gebiete schon ganz Hervorragendes geleistet hat, liegt das eben auch zum Großteil darin begründet, daß seiner Ausbildung keine wirtschaftlichen Hemmnisse entgegenstanden. Aber der selbe Herr Professor entrüstet sich, wenn ein Land endlich einmal den Sozialismus zu verwirklichen sucht und jedem freie Bahn schaffen will für die Entwicklung seiner Anlagen und Fähigkeiten, wo nicht mehr Mangel an Geld dem Vergabten das Studium verunmöglicht, wie es heute bei unserer Arbeiterjugend überall der Fall ist, wo es nach Schluß einfach für jeden heißt: „Sinein ins Bureau, in die Werkstatt, in die Fabrik! Heran zum raschen Broterwerb!“

In einem stillen Alpenental sitzen einige Menschen beisammen, die ganz erfüllt sind von der Schönheit der Natur rings um sie her. Der eine schaut mit Künstleraugen die